



Nr. 24

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1904

Grete.

Erzählung von A. F. Krause.

(Fortsetzung.)

Als Grete ihre verdienten dreissig Pfennige abgeliefert hatte, durfte sie schlafen gehen. Abendessen mochte sie nicht.

„Sie werd genunke han fer hinte Obend,“ sagte die Schulzen.

Grete wußte nicht, wie sie liegen sollte, so schmerzten Rücken und Genick; sie drehte sich von einer Seite auf die andere, ohne einschlafen zu können. Und sie mußte wieder an die Puppe denken. Morgen wollte sie ganz gewiß die Schulzen darum bitten, gewiß lag sie im Schrank. Die Gedanken verwirrten sich, die Augenlider wurden schwerer und stießen bald ganz zu; noch im Halbschlummer murmelten ihre Lippen zärtlich bittend: „Mutterle, Mutterle!“

* * *

Grete mußte alle Tage mit hinausfahren auf das Käbenfeld. Nach und nach gewöhnte sie sich mehr an die Arbeit; die Schmerzen im Nacken und Rücken waren nicht mehr gar so groß; aber die Wangen wurden blasser und schmäler. Die Puppe war wirklich im Schrank gewesen, und Grete hätte laut ausschreien mögen vor Freude, als sie ihre Tochter in der Hand der Schulzen sah; aber sie bezwang sich noch; am ganzen Körper zitternd wartete sie, daß die Schulzen sie ihr geben würde, zu bitten wagte sie nicht. Doch die Frau legte sie achtlos beiseite und schenkte sie am nächsten Tage dem Kind der Nachbarin. Ein heftiger Schmerz durchfuhr das Kind, denn auch die lezte Freunde genommen war. Still für sich hin schluchzend, lag es die ganze Nacht in seine Kissen vergraben mit offenen Augen, eine namenlose Traurigkeit überfiel es, und die Schuftnacht nach der Mutter

wurde immer stärker, immer größer. Es führte jetzt fast ganz ein Traumleben. Die Arbeit im Schulzenhause und auf dem Käbenfelde verrichtete es, aber immer sorgfältig und rechtzeitig, aus Furcht vor Schelte und Prügel. Immer mehr lebte es sich in

die Vergangenheit hinein. Der Gedanke an die Mutter verließ es den ganzen Tag nicht und Nachts träumte es von ihr. So verging die Woche. Sonnabend Nachmittag wurden die Kinder auf dem Käbenfelde von heftigem Gewitterregen überrascht. Grete

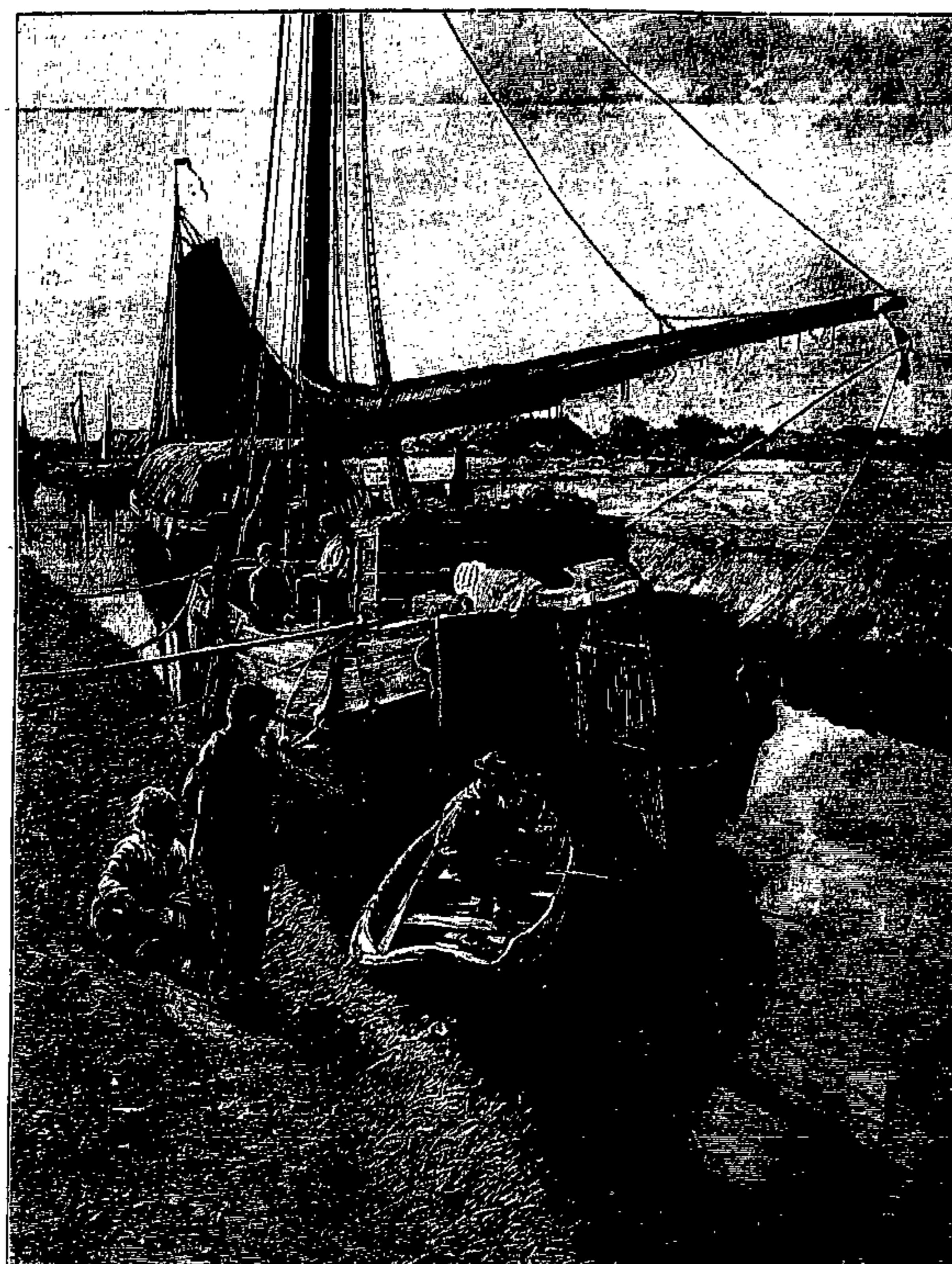
zitterte vor Frost in den durchnässten Kleidern. Als es aufgehört hatte zu regnen, wurden die Kinder heilgefahrene, da auf den durchweichten Käbenfeldern nicht mehr gearbeitet werden konnte.

„Du kannst hinte noch zu Jausa-Körku ei a Kratschn giehn; die wern Dich die nele Woche besser gebraucha kenna.“

Das Kind packte seine wenigen Sachen in ein Blubel, nahm Abschied und schlich die Dorfstraße hinab nach dem Wirthshause.

Fran Jausa hatte am Sonnabend alle Hände voll zu tun. Die Arbeiter des nahegelegenen Basaltbruches kamen nach der Lohnauszahlung, um den Staub der Woche aus der Kleidung zu spülen; Jausa schenkte einen guten Korn, ehrten Prihorner und nicht mit Wasser verdünnt, oder doch nur wenig, daß man's nicht merkte.

Grete blieb schluchtern in einem Winkel des Hausslurs stehen; von hier aus konnte sie die ganze Wirtsstube übersehen. Unter der niedrigen Balkendecke ballte sich der Tabaksqualm zu dichten Wolken, daß man nur indirekt die von zwei trübe brennenden Petroleumlampen röthlich beleuchteten, erzitterten Gesichter sehen konnte. Värn, Fluchen und Schimpfen drang zu dem einsamen Mädelchen in der dunklen Ecke herüber. Dem Kind wurde bei diesem Treiben angst. Niemand beachtete es. Fran Jausa stand hinter dem Käschank und hatte vollauf damit zu tun, die Gläser zu füllen. Der Wirt saß bei den Gästen und



Sonntagmorgen. Nach dem Gemälde von Fr. Kallmorgen.

spielte Karten. Grete trautete sich nicht in die Gaststube hinein; dicht an den Eichensäulen der Holztreppe geschnürt, blieb sie stehen; das tiefe Dunkel, das hier herrschte, verbarg sie den Blicken der ab- und angehenden Gäste.

Das Kind zitterte am ganzen Körper vor Kälte; die Kleider waren immer noch nicht trocken, und die starke Zugluft, die im Hausschlür herrschte, drang ihm durch das dünne Jäckchen bis auf die Haut.

Herr Jausa musste in den Keller hinab, um ein frisches Fässchen Braumwelin herauszuholen. Dabei stieß er an das wartende Mädchen.

"Verflucht noch amol! Was willst'n Du doch, hä?"

Das Kind erschrak heftig, daß es nichts zu sagen wußte, es setzte zum Sprechen an, brachte aber kein Wort über die Lippen.

Der Wirt leuchte ihm mit dem nuruhig flackernden Lichte ins Gesicht.

"Jessas, nee! Das is ju die Dietrich Grete. Sollste die neue Wache bei uns blein, hä?"

Die Verängstigte konnte noch immer kein Wort reden und nickte nur. Da nahm der Mann das Kind bei der Hand und sagte freundlicher:

"Na, do kunn ocf rei zu Meiner; die wird Dich schunt braucha kinnu!"

Er führte es in die Wirtsstube und übergab's seiner Frau:

"Do is die Dietrich Grete. Mer jussn se die neue Wache behahln; d'r Schulze hot merisch schunt gespat!"

Bei den laut gesprochenen Worten des Wirtes schwieg der Lärm an den nächsten Tischen eine Weile, und die Aufmerksamkeit der Gäste richtete sich auf das Kind. Da aber das Ereignis keinerlei Bedeutung für sie hatte, ließen sie sich in ihrer Unterhaltung nicht lange stören. Frau Jausa nahm das Kind mit freundlicher Miene in Empfang; sie konnte es gerade gut zum Gläserspillen brauchen. Grete legte ihr Blindel hinter den Ausschank in eine Ecke und machte sich an die Arbeit.

Im Wirtshause wurde es immer sehr spät. Grete, die das frühe Schlafengehen gewöhnt war und auch den ganzen Tag über tüchtig hatte arbeiten müssen, wurde bald müde, aber die Angst, gescholten zu werden oder gar Schläge zu bekommen, hielt sie wach.

Die Nebenbildung, brenzender Tabaksqualm und Schnapsduft weiteten ihre Pupillen, daß die Augen ganz groß und schwarz aussahen. Immer langsamer wurden die Bewegungen, immer öfter stieß sie die Gläser hart aneinander, daß sie laut klirrten, die Augenlider sahnen immer schwerer herab. Einige Male richtete sie sich erschrocken auf und versuchte den Schlaf abzuschütteln, doch es nützte nicht viel; stehend schlief sie am Abspülshafte ein. Die leisende Stimme der Wirtin jagte sie aber bald aus dem Schlummer auf:

"Werste dich schlösa, Du verbauntes Ding Du? Mir derfa och nich faulenza!"

Der Wirt hatte schon länger des Kindes Anlämpfen gegen den Schlaf gesehen. Gutmüdig sagte er:

"Sie is schläfrig, lass sie schlösa giehn. Du sst ju, daß se nich mehr kann! Kumm, Madla, kumm, ich wer Dei Loger weisa!"

Er führte das Kind die wackelige Holzstiege hinauf in eine kleine Bodenkammer und wies ihm sein Bett an.

Grete war bald fest eingeschlafen.

* * *

schließt doch nie! Grete grüßte noch eine Weile, bis ihr einsiel, daß sie nicht mehr im Schulzenhause war. Jetzt wurde sie ruhiger. Aber einschlafen konnte sie nicht mehr. Die Nase war ihr wie ansgetrocknet und die Schläfe fieberte heiß; heftiges Schlitten überfiel sie, sie fror. Schnell kroch sie wieder unter die Decke, aber der Frost wollte nicht welchen; sie zitterte am ganzen Körper, und die Zähne schlugen klappernd aufeinander: alle Glieder taten so weh, daß sie sich nicht zu rühren trauten.

Erlöch hörte sie im Hause schlirrende Schritte; die Haustür wurde aufgeschlossen und in der Schankstube die Laden aufgestoßen. Grete sprang aus dem Bett und wollte sich anziehen, als es ihr plötzlich ganz schwarz vor den Augen wurde, daß sie wie trunken hin und her taumelte und hart auf das Bett zurück fiel. Eine Weile lag sie still, doch die Angst jagte sie bald wieder auf. Alles Glieder zitternd, kleidete sie sich an und ging hinunter. Auf dem untersten Treppenabsatz kam ihr der Wirt entgegen; er trug einen alten, zerschlissenen Schafrock, eine abgegriffene Sammetmütze und schlurste in großen Pantoffeln einher. Aus seiner kurzen Pfeife stieß er starke Dampfwolken hervor, als wollte er das während der Nacht Versäumte nachholen.

"Nu, Madla, biste doch schunt nhf? Do kannste gleich die Gaststube a bishla reene macha!"

In der Schankstube waren die Fenster noch nicht geöffnet; durch den Tabaksdampf und Schnapsgeruch war die Luft unerträglich heißend und stinkig geworden, daß sie sich wie Blei auf die Brust legte und die Lungen zum Husten reizte. Die Sonne fiel schräg durch die niedrigen, nicht ganz sauberen Fenster und vergoldete in breiten schrägen Streifen den in dicem Wolken aufwirbelnden Staub.

Dem Kind wurde in dieser Luft noch viel elender zu Mute. Mitunter war es ihm, als drehe sich die ganze Stube im Kreise herum, und es mußte sich für einen Augenblick auf den nächsten Stuhl setzen, um nicht umzufallen.

Nach dem Frühstück sagte Frau Jausa zu Grete:

"Du kannst hinte ei die Kirche giehn. Nach aber a bishla hureig, sie wern gleich's irschte Mol länta!"

Die Wirtin gab gar viel auf das Gerede der Leute; sie wollte sich nicht nachsagen lassen, daß sie das Kind vom Kirchenbesuch zurückgehalten habe, um es zu häuslichen Arbeiten zu verwenden.

Grete ging hinauf in die Kammer, um sich die Sonntagskleider anzuziehen. Das Treppensteigen wurde ihr recht sauer; die Beine waren schwer wie Blei, und das Herz klopfte ihr stark in der Brust, daß sie es bis in den Hals hinauf spürte.

* * *

An der Kirchentür traf sie Frau Rother.

"Nu, Grete, sitl man dich doch wieder amol!" Als sie das Kind genauer ansah, rief sie erschrocken:

"Jessas, Jessas, Madla, nee soa mer ocf, wie sst du denn aus, hä? Du zitterscht ju am ganza Leibe, und die Badla sein wie amme Kolkwand!"

Das Kind erwiderte nichts, es stand still und in sich gefehrt. Als es das dritte Mal läutete, ging es mit der Frau in die Kirche hinein und setzte sich neben sie auf eine Bank dicht vor den Altar. Durch das bunte Glasfenster über dem Altar brach ein roter Schein und lag zitternd auf seinem blonden Haar. Das sonst blassen Gesichtchen war mit hellrotem Glanz übergesogen, über die schmalen Hände legte sich ein blauer Lichtstreifen, daß sie aussahen wie Totenhände. Es wagte sich nicht zu rühren; die schwüle Luft legte sich beseelend über die Brust, ein andächtiger Schauer durchrieselte seinen Körper.

Grete sang, in das Gesangbuch der Frau Rother hineinsehend, andächtig mit. Während der Predigt konnte sie den Pastor nicht sehen, die Kanzel war für sie durch einen Pfleißer verdeckt. Sie blickte unverwandt nach dem Altarbild hin, das die Auferstehung Jesu darstellte. Zwei Engel in hellen Kleidern und mit schimmernd weißen Flügeln blickten

zu dem empor schwebenden Heiland auf. Das Bild war mit rohen Farben gemalt; aber der Alte verklärter Andacht und seiger Freude in den gesichtern der beiden Engel, das Leuchten der blauen Augen verrieten den Künstler. Grete sah den Bild nicht wegwerden. Eine stille Verlangsamung kam über das Kind. Es hatte seine eigenen Gedanken bei der Betrachtung des Bildes.

Unwillkürlich brachte es alles, was seine Seele bewegte, mit der Mutter und der Sehnsucht zusammen. Die Mutter ist tot, hatte man gesagt, sie kommt nicht wieder, sie ist beim Gott. Und da kam dem Mädchen in den Sinn, was ihm an stillen Sonntagnachmittagen die Mutter erzählte: wenn man hier auf Erden ist, kommt man in den Himmel und wird ein Engel mit weißen Flügeln. Da schoß es wie freudiger Schreck durch seine nachdenkliche Seele, wenn die Mutter tot ist, so ist sie jetzt auch schöner Engel wie dort auf dem Himmel. Heimfahrt wurde beim Mädchen bei diesem Gedanken es zitterte am ganzen Leibe, mit noch ganz neuen Augen sah es jetzt nach dem Himmel hinüber; es war, als müßte eine der beiden weichen Engel die Mutter sein! Der dort in der linken Ecke, die Hände bittend in die Höhe hält, der sah aus wie die Mutter. Er hatte das liebe Gesicht mit tiefblauem blauen Augen wie sie. Und er lächelte gerade so, wie die Mutter immer lächelte. Eine freudige Erregung bemächtigte sich des Mädchens, unruhig rückte es hin und her, daß Frau Rother ans ihrem Schafe, der sie während der zentralen Hälfte der Predigt immer überfiel, erwachte und das Kind erstaunt ansah. In der kleinen Gemeinde jubelte und sang es laut und leise, wie mit zusammenfliessenden Stimmen: "Die Mutter ist a Engel; meine Mutter ist a Engel!"

Das Kind merkte in seiner heimlichen, freudigen Erregung nichts von dem Aufatmen und Wünschen der Leute beim Amen des Pastors; es hörte nicht von der Verkündigung der Geburten, Eheschließungen und Todesfälle in der Gemeinde, und erst als Orgel mit vollen Akkorden wieder einsetzte, fuhr es zusammen. Sein erster Gedanke war, die Leute könnten etwas gemerkt haben; erschrocken blickte es um sich, aber die Frauen, die ringsum saßen, blickten in ihr Gesangbuch und sangen andächtig, ob nun zu wünschen sie sich mit dem zusammengefaßten Taschentuch, das neben dem Gesangbuch lag, den Schweiß aus dem Gesicht. Still neigte Grete ihr Köpfchen und wartete auf den Ausgang des Gottesdienstes.

Schon während des Schlusverses verließ die Gemeinde geräuschvoll die Kirche. Grete war noch einen fröhlichen Blick auf das Altarbild und folgte der Frau Rother. Alle selige Verklärtheit war aus dem blassen Kindergesicht gewichen und diese Traurigkeit lag in den großen grauen Kinderaugen, die während einer Woche hatten lernen müssen, ganz anders in die Welt zu sehen, und sich noch immer nicht an die dunklen Schatten des Lebens gewöhnen konnten.

* * *

Bor der Kirchentür fragte Frau Rother das Kind:

"Warschte schunt amol bei Deiner Mutter ihre Grabe?"

Grete schlüttelte mit dem Kopfe, an das Gesicht hatte sie noch nicht ein einziges Mal gedacht. Sie folgte der Frau wie im Traum.

Ihre Gedanken waren bei dem Hildebrand in der Kirche mit dem weißen Engel, der so ausjagte wie die Mutter. Die Mutter war tot und im Grabe und konnte fliegen; sie hatte auch schöne große Flügel wie der Engel auf dem Hildebrand. Ach, wenn sie doch auch erst ein Engel wäre und fliegen könnte und immer bei der Mutter sein dürfte. Die alte heiße Sehnsucht kam wieder mit starker Gewalt über das Kind. Heiß stieg es ihm in der Kehle an und brennende Tränen traten ihm in die Augen.

(Schluß folgt.)

Sonntags stand man bei Jausas später auf als sonst, weil man den Abend vorher selten vor einem oder zwei Uhr ins Bett kam. Als Grete aufwachte, war es im Hause noch ganz still, nur das Brüllen der Kühe, die nach Futter verlangten, drang aus dem Stalle dumpf zu ihr heraus. Sie lag eine Weile ganz still und horchte, aber es regte sich nichts. Und doch mußte es schon ziemlich spät sein; der Tag sah mit hellen, sonnig blauen Augen durch die arg verstaubten Scheiben der Kammerluke. Sie richtete sich auf und lauschte. Die Schutzen ver-

Deutsche Volkswirtschaft im neunzehnten Jahrhundert.

Von Conrad Schmidt.

(Satzb.)

Erst nach der gescheiterten Revolution in den fünfzig Jahren, der Zeit traurigster, revolutionärer Erstarrung in der Politik, sah eine Periode wirtschaftlicher Haupe, epochenmächernder kapitalistischer Entwicklung ein. Das Revolutionsjahr war zugleich das Jahr, in dem die Goldgruben Kaliforniens und Australiens entdeckt wurden, eine Entwicklung, von der nicht zuletzt Marx und Engels einen gewaltigen revolutionären Aufschwung zur Fortentwicklung und weltwirtschaftlichen Ausdehnung des Kapitalismus erhofften. Sombart ist der Meinung, daß die Erschließung jener Gruben und die gleichzeitige Steigerung der Silberproduktion indirekt auch für den damaligen Aufschwung deutscher Wirtschaft von erheblicher Bedeutung gewesen seien. Die großen Mengen neugewonnenen Edelmetalls flossen in die Vereinigten Staaten und nach England, und ein Teil kam durch den Handel — die deutsche Ausfuhr wies wieder einen Wertüberschuss gegenüber der Einfuhr auf — dann weiter auch nach Deutschland hinüber. Die enorme Erhöhung der Kapitaldepots in der preußischen Bank ist ein Symptom dafür. Der Sieg der Reaktion verbürgte, wonach die werbende Bourgeoisie am lautesten schrie, im Inland „Sicherheit und Ordnung“, und in der äußeren Politik schien Alles einen langjährigen Friedenszustand zu versprechen. Damals erlebte Deutschland seine erste Gründerzeit ganz modernen Gepräges. Die Spekulation, weit entfernt von dem speziell agrarischen Charakter, den sie ehemals gezeigt, warf sich auf die für den kapitalistischen Fortschritt entscheidenden Zweige, auf Bankwesen und Industrie, Bergwerke, Eisenbahnen, und breitete hier überall die große Konzentrationsform der Aktiengesellschaften aus. Es sind die Jahre „einer allgemeinen Befreiung aller Wirtschaftsgebiete mit Kapital, das sich durch die plötzliche Vermehrung der Edelmetallvorräte und die damit im Zusammenhang stehende Preishölle in einzelnen Händen ansammelt, noch rascher aber durch die Entwicklung des Aktienwesens und der Bankorganisationen sich zu größeren, nunmehr nach intensivster Bewertung strebenden Summen zusammenballt. Ein Fonds von kapitalistischer Energie ist nun geschaffen und gleichsam objektiviert, der sich aus sich selbst immerfort ernenernd zu einer ungeheuren Triebkraft von revolutionärer Wirkung wird.“ In dieser Zeit und in dem sechsten Jahrzehnt, während dessen das in jenem ersten Aufschwung Gewonnene ruhig ausgebaut und nach allen Richtungen hin befestigt wird, eroberte auch die moderne rationelle Landwirtschaft ihre Stellung in Deutschland, nahm die Bergwerks-, Eisen- und Textilindustrie ihren modernen Charakter an, wurde das Eisenbahnnetz in seinen Hauptlinien fertiggestellt. Die erste Hälfte der fünfziger Jahre bringt unter dem treibenden Einfluß der französischen Milliarden und bei steigenden Warenpreisen eine Wiederholung der jene erste Gründerperiode charakterisierenden Erscheinungen, nur, entsprechend der inzwischen angewachsenen Kapitalmacht, auf kolossal erweiterter Stufenleiter. Vom Sommer 1870—74 wurden Aktiengesellschaften mit einem Gesamtkapital von 3306 Millionen Mark gegründet, — eine Summe, die die gesamte Aktien-Kapitalanlage der beiden vorangegangenen Jahrzehnte um annähernd 50 p. 100 übersteigt. Dann von der Mitte der fünfziger bis zur Mitte der neunziger Jahre hat Deutschland, mit ganz kurzer Unterbrechung, wie die übrigen europäischen Staaten, eine Periode wirtschaftlicher Depression, niedrigen Preisniveaus, schwieriger Absatzverhältnisse durchzumachen, in der unter dem Druck immer schärferen, zu möglichster Herabsetzung der Produktionskosten zwingenden Konkurrenzkampfes die Technik außerordentliche Verbesserungen erfährt. Das kapitalistische Wirtschaftssystem gelangt in diesem Zeitraum zur allgemeinsten Verbreitung in Deutschland und dringt insbesondere auch in solchen Brauchen vor, in denen

bis in die siebziger Jahre hinein fast ausschließlich das Handwerk herrschte. Endlich gegen die Mitte des letzten Jahrzehnts beginnt der neue große, bis zum Jahrhundert Ende dauernde Aufschwung. Eine rasch steigende Goldproduktion hatte im Verein mit anderen Umständen zur Ablösung enormer Goldbestände in der Reichsbank und einer inneren Meldigkeit des Wechseldiskonts geführt. Damit traf die plötzlich anschwellende Nachfrage nach Artikeln der Elektrotechnik zusammen. Von diesem jüngsten Industriezweig, der in seiner Aufschwung die Maschinen- und Bergwerksindustrie mit hineinzog, ging der belebende Aufschwung aus. Die wichtigsten Industriebranchen stiegen, und gewaltige Kapitalmassen, über 1700 Millionen Mark in dem Jahrhundert, gelangen durch neugegründete und sich erweiternde Aktiengesellschaften zur Investierung. Das Schauspiel der fünfziger und der siebziger Jahre wiederholt sich in abermals vergrößertem Umfang. Erst diese Epoche treibt, alle Dimensionen steigernd, auch die Industriefarben, deren Anfang in das achte Jahrzehnt zurückgreifen, zur vollen Entwicklung.

Nach diesem Ausblick auf die Stufenfolge kapitalistischer Wirtschaftsentwicklung führt der dritte Abschnitt in raschem Mundegang durch die Hauptgebiete moderner deutscher Volkswirtschaft, in die als Resultat die ganze Bewegung ausmündet. Das erste ist die Charakteristik der Großbanken, der bestimmenden Zentralen, in denen die unsichtbaren, das ganze System der kapitalistischen Produktion und des Verkehrs durchziehenden und miteinander verknüpften Fäden zusammenlaufen. Sie werden dargestellt in ihrer Doppelrolle als Kreditvermittler und als Grundungsinstitute, die ähnlich der Union generale in Bolas großem Roman „Geld“, ihre Kapitalmassen allen möglichen industriellen Unternehmungen zuleiten und so das Ausdehnungstempo kapitalistischer Wirtschaft mächtig beschleunigen. Der Konzentrationsprozeß hat riesige Fortschritte in dieser Sphäre gemacht; so ist, um nur ein paar Ziffern anzuführen, die Gesamtsumme des werbenden Kapitals allein der deutschen „Kreditbanken“ von 1242 Millionen Mark im Jahre 1890 auf 2350 Millionen im Jahre 1900, das auf eine Bank im Durchschnitt entfallende Kapital im selben Zeitraum von 18,5 auf 19,9 Millionen Mark gestiegen. Immer mehr fällt einigen wenigen Bankorganisationen, meist in Berlin residierend, die herrschende Wirtschaft zu. Hand in Hand mit der Entwicklung des Baukunst- und des von ihnen heute teilweise schon monopolisierten Wirtschaftsgeschäfts haben sich die in Wertpapieren angelegten Geldsummen, die Träger des arbeitslosen Einkommens in seiner reinsten Gestalt, vermehrt. Der in deutschen Händen befindliche, Dividenden und Zins heischende Effektenbesitz wird auf rund 40 Milliarden Mark verschlagn. Welche Rolle aber das Emissionsgeschäft, die durch die Banken vermittelte Weiterbringung neuer Wertpapiere beim Publikum, in der privaten Vermögensbildung spielt, zeigt die Statistik, nach der in den Jahren 1891 bis 1900 bei der Emission von Industrieaktien allein an Aktie oder Aufgeld über eine Milliarde „verdient“ ist. — In dem Kapitel über den Handel werden die neuen Formen, die der Kapitalismus im Gross- wie im Detailumsatz geschaffen, in dem über den Verkehr vornehmlich natürlich die Etappen, Bedingungen und wirtschaftlichen Wirkungen des Eisenbahnbauens erörtert. Die ersten Bahnbauten reichen bis in die dreißiger Jahre zurück; im Jahre 1875 hatte das in den Hauptlinien bereits vollendete Netz eine Länge von 26 500 Kilometern, die sich in den nächsten zwei Jahrzehnten annähernd verdoppelte. Besonders interessant, weil eine unmittelbare Vorstellung der riesigen, im Bauhau dieser sechs Jahrzehnte verkörperten Produktionsleistung gebend, ist die schätzungsweise Berechnung der in ihm und in der Herstellung des rollenden Materials verausgabten Gesamtarbeit. Sombart kommt da zu einer Summe von sechs Milliarden Arbeitsstunden. Danach hätten also in den sechs Jahrzehnten durchschnittlich eine drittel Million Menschen tagaus tagin allein für

die Bahnaustrüstung Deutschlands schaffen müssen. Die Frage nach den Quellen, aus denen solche Massen disponibler Arbeitskräfte strömen — eine der prinzipiell bedeutsamsten für das Verständnis kapitalistischer Entwicklung, hier nur flüchtig gestreift — hat in dem bereits erwähnten größeren Werk über den „modernen Kapitalismus“ eine ausführliche Untersuchung gefunden. — Der Siegeszug des Kapitalismus in der gewerblichen Produktion ist ja in seinen allgemeinsten Zügen speziell auch in der Arbeiterpresse oftmals geschildert und am meisten bekannt. Wollten wir hier auf die interessanten Einzelheiten der Sombartschen Darstellung eingehen, müssten wir den zur Verfügung stehenden Raum bei weitem überschreiten. Erwähnt sei darum nur, daß er in der Behandlung des Gegenstandes drei Entwicklungsschichten als die markantesten hervorhebt: die viel schneller als die Bevölkerungszunahme vor sich gehende Vermehrung der berufsmäßig Gewerbetreibenden, die in der Umwandlung Deutschlands in ein Bodenprodukte einführendes Land ihre Ergänzung hat; die Zurückdrängung der handwerksmäßigen durch die kapitalistische Produktion, wovon die Bevölkerung nur ein höchst abgeblasstes Bild zu geben vermag; endlich die Umbildung des gewerblichen Kapitalismus zu höheren Formen der kapitalistischen Betriebsorganisationen und Technik, wie sie in der Kombination verschiedener Betriebe und vor allem, bedrohlich für die Lohnkämpfe der Arbeiterschaft, in den Kartellen zu Tage tritt. In scharfem Gegensatz dazu zeigt das Gefüge des ländlichen Grundbesitzes nach Durchführung der Agrarreformen seinerlei ausgeprägte Verschiebungstendenzen. Hier hat sich der dem Handwerk immerlich verwandte bäuerliche Betrieb, begünstigt durch die eigenartigen Bedingungen der landwirtschaftlichen Produktion, so gut wie ungeschwächt erhalten, ja sich den Ansprüchen modern rationeller Bodenbewirtschaftung vielfach anpassen vermoht. Eine Tatsache, die aber noch nichts zu Gunsten der auch von einzelnen Sozialisten vertretenen Theorie besagt, daß der bäuerliche Kleinbetrieb der Tendenz und dem Durchschnitt nach gegenwärtig bessere Chancen technischer Entwicklung böte als die kapitalistisch organisierte Großguts-wirtschaft.

Die Entwicklung des Kapitalismus ist Entwicklung einer neuen Gesellschaft. Einer Darstellung der Grundzüge dieser neuen Gesellschaftsordnung und der in ihr eingeschlossenen Stoffe gegenwärtige ist der letzte Abschnitt des Buches gewidmet. Mit eindringlicher klarheit wird aus den Lebensbedingungen der kapitalistischen Rente unterworfenen modernen Arbeiterschaft ihr notwendiges Ziel hergeleitet, das garnicht anders als sozialistisch sein kann, nämlich: „Befreiung vom Kapitalismus durch die Schaffung einer neuen Wirtschaftsorganisation, die technisch auf der höchsten Stufe steht (um die Massen ernähren zu können), aber der kapitalistischen Spise entbehrt, also einer Bedarfsdeckungswirtschaft mit Gemeineigentum an den Produktionsmitteln“.

Der Kampf um dieses Ziel, das die großen geistigen Führer der Sozialdemokratie, ein Marx, Engels und Lassalle, einst wohl im Sturm zu erobern hofften, löst sich in eine unübersehbare Reihe politischer und gewerkschaftlicher Tageskämpfe und genossenschaftlicher Organisationsversuche auf, in denen Schritt um Schritt dem, wie Sombart annimmt, noch auf lange Zeit eintwickelnden Kapitalismus Terrain abgerungen wird. Man sollte meinen, einen Froscher, der sonst so frei von Vorurteil sich zeigt, müßte diese weltgeschichtliche Bewegung des Proletariats gerade in der Art, wie sie sich den historischen Notwendigkeiten anpaßt, wie sie mit dem höchsten humanitären Idealismus des Ziels den höchsten Realismus der Taktik verbindet, zur Bewunderung zwingen. Unsonder befremdet in den weiteren Bemerkungen eine Art launischer Verlossenheit. Zu unbefangen, um nicht den Kern der Sache einzusehen und mit dem Verstande anzuerkennen, nörgelt er in der Haltung zwar nicht des Bourgeois, aber des Aestheten, der die große

Geste steht, an den Alltagsformen, die die Bewegung, se breiter sie wurde, umso mehr annehmen musste, herum. Und noch schärfer, störender, grätschhafter erklungen dieser Ton im „Schlüsselwort“, das unserer Zeit, in der das Ideal einer gerechten und wahrhaft menschlichen Gesellschaftsgestaltung tiefer als je in die großen Volksmassen eingedrungen, ein „ungehobenes Designt an idealen Schwung“ zum Vorwurf macht und schließlich den „unpolitischen Sinn“ als „teuerstes Erbstück, das uns Intellektuellen die Größten und Besten unseres Volkes hinterlassen haben“, feiert. Dem Werte der trefflichen historisch-ökonomischen Darstellung, die wir den Lesern empfehlen wollten, können aber solche Sichtungen im Epilog nicht Abbruch tun. Sie sind zufällige Beigabe — nichts, das als fälschende Ideologie auf die Bearbeitung und Gestaltung des Stoffes abgelenkt hat.

Die Vitalienbrüder.

Von Emil Fischer.

Wer vom Hamburger Hafen aus durch die vor einigen Jahren angelegte Helgoländer Allee nach dem feuchtfröhlichen St. Pauli wandert, gewahrt, bevor er den imposanten Gewölbevoggen der Kiersten Miles-Brücke passiert, rechts von diesem das Standbild eines streitbaren Kämpfen, des Schiffshauptmanns Simon von Utrecht, der sich in der hanseatischen und speziell in der hamburgischen Geschichte dadurch einen bedeutenden Namen gemacht hat, daß er mit großem Erfolg gegen die Vitalienbrüder kämpfte, gegen die mächtigsten Seeräuberbanden, die am Ende des vierzehnten und am Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts die Ost- und Nordsee für die Seefahrer unsicher machten und den Reeder und Kaufleuten, insbesondere auch denen der Hansestädte, großen Schaden zufügten.

Die Quelle dieses Seeräuberunwesens lag in den skandinavischen Wäldern, die anlässlich des Todes des Königs Waldemar Alterdag von Dänemark im Jahre 1375 zum Ausbruch kamen. Da Waldemar keine männlichen Erben hinterließ, entstand ein Streit um die Krone, bei dem schließlich die Königin Margarete von Norwegen, eine Tochter des verstorbenen Königs, den Sieg davontrug, indem unter Zustimmung des dänischen Adels und der an der Gestaltung der skandinavischen Verhältnisse stark interessierten Hansestädte ihr Gemahl, König Hafon von Norwegen, die dänische Krone erhielt.

Das genügte aber der herrschsüchtigen Margarete, der „Semiramis des Nordens“, wie sie genannt wurde, nicht. Nach dem Tode ihres Gemahls übernahm sie die Herrschaft in Dänemark und Norwegen und richtete dann ihr Augenmerk darauf, auch Schweden unter ihre Gewalt zu bringen, wo der mecklenburgische Herzog Albrecht die Königswürde bekleidete. Diesen ließ sie gefangen setzen und verschaffte sich dann die Herrschaft über Schweden. Nur Stockholm, damals eine deutsche Hansestadt, leistete Widerstand und verschloß der Königin seine Tore. Die Hansestädte, die inzwischen die Gefahr erkannt hatten, die ihnen durch die Vereinigung der drei skandinavischen Königreiche unter der Herrschaft der Königin Margarete drohte, unterstützten Stockholm; insbesondere taten dies Rostock und Wismar. Auch der mecklenburgische Adel ergriff für den gefangenen Albrecht Partei und war bestrebt, den Anhängern der Margarete Schaden zuzufügen und Stockholm in seinem Widerstand zu stärken.

Es handelte sich in erster Reihe darum, dem belagerten Stockholm, das von der Landverbindung abgeschnitten war, von der Seeseite Lebensmittel zuzuführen. Zu diesem Zweck rüsteten Rostock und Wismar Schiffe aus, zu deren Bewaffnung Adelige und Hanseaten in Massen herbeiströmten, darunter natürlich auch allerlei abenteuerliche Gesellen, denen es weniger um die Unterstützung des Königs Albrecht von Schweden gegen die herrschsüchtige Margarete, als um die Freiheit auf der See zu tun war.

Unter dem Vorwande, Vittuallen für das belagerte Stockholm beschaffen zu wollen, sammelten sie zunächst dänische und norwegische Schiffe, verschonten aber schließlich auch die schwedischen und sogar die hanseatischen nicht, so daß die bewaffneten Stockholmfahrer oder „Vitalienbrüder“, wie sie sich nannten, weil sie sich die Versorgung Stockholms mit Vittuallen zum Ziel gesetzt hatten, bald bei allen Kaufleuten, bei Freunden und Feinden verrufen waren. Über ihre Macht wuchs beständig, weil sie ununterbrochen starke Zulauf nicht nur aus den Küstengebieten, sondern auch weit aus dem Binnenlande her hatten.

Der Chronist Detmar erzählt: „Im Jahre 1392 warf sich zusammen ein steuerlos Volk aus mancher Gegend, Gutsbesitzer, Bürger, Kaufleute aus vielen Städten, Handwerker und Bauern, und nannten sich Vitalienbrüder. Sie sagten, sie wollten dem König von Schweden zu Hilfe ziehen gegen die Königin von Dänemark, ihn, den sie gefangen hielten, zu befreien, und sie wollten niemand plündern und berauben, außer diejenigen, welche die Königin mit Gut oder Kriegshilfe unterstützten. Damit aber brachten sie die ganze See und alle Kaufleute ins Unglück und veranlaßten beide, Freunde und Feinde, so daß die Schonenfahrt drei Jahre lang unterblieben mußte. Darum war in den Jahren der Hering sehr teuer. Im selben Jahre eroberten die Vitalienbrüder Bergen in Norwegen und verwüsteten viele Gebiete in Dänemark.“

Als die Vitalienbrüder im Jahr 1390 ihre Tätigkeit begannen, war diese den Hansestädten sehr willkommen. Rostock und Wismar erklärten alle Seapercien der Vitalier für Recht. Die Träger von Namen hervorragender mecklenburgischer Adelsfamilien waren die Anführer der Stockholmfahrer. Man fand darunter die Molte, Manteuffel, Derzen usw. vertreten. Im Verlauf von zwei Jahren hatte sich die Sache aber wesentlich geändert, denn die Vitalier fingen an, Seeräuberei auf eigene Faust zu betreiben und die Beute unter sich zu teilen.

Die Unzufriedenheit mit dem Patrizierregiment in den Hansestädten trieb viele Handwerker, und nicht die schlechtesten, aus den Städten fort; sie zogen von daheim, um der Zwangsherrschaft der „klugen hochmögenden Ehrenwerten“ zu entgehen. Die Patrizier führten ein brutales Regiment und übten blutige Rache an allen, die sich vermaßen, das Patrizierregiment stürzen zu wollen. In Lübeck hatte ein hoher Rat eine Handwerker-„Verschwörung“ aufgestöbert, die „Rädelstiffrer“ dem Henker überstießert und deren Verwandte, Frauen und Kinder, ausgewiesen, insgesamt an tausend Personen. In einer Anzahl anderer Hansestädte war es gleichfalls zu Konflikten zwischen Handwerkern und Patriziern gekommen. Es fehlte also nicht an Leuten, die alle Ursache hatten, den „Hochwohlwesen“ in den Hansestädten zu grossen und die deshalb mit Freunden die Gelegenheit ergriffen, Rache über zu können an ihren Bedrängern und Peinigern. So wurden denn die Vitalienbrüder, je grösser der Zustrom dieser von den hanseatischen Patriziern geächteten Elemente wurde, immer mehr zu Feinden der herrschenden Klassen, wie ja auch ihr Wahlspruch besagte: „Gottes Freund, aller Welt Feind!“

Wer auf dem Lande irgend welche Unbill erduldet hatte, der flüchtete sich auf die freie See, um hier in Unabhängigkeit unter Gleichgesinnten ein zwar von Gefahren umgebenes und kampfbewegtes, aber doch von den Hesseln patrizischer und feudaler Gewaltherrschaft unbeeugtes Leben führen zu können.

Die Vitalier betrachteten sich keineswegs als Seeräuber, sondern sie fühlten sich als ein freies Volk von Seehelden, das keinen Wohnsitz auf dem Lande begehrte, dessen Reich die See war, auf der ihm ein unbeschränktes Herrschaftsrecht zustand, auf der es sich das Landvolk tributpflichtig machen durste. Hatten doch auch die Hansestädte einmal einen einjährigen „Seefrieden“ mit den Beherrschern der Ostsee abgeschlossen, wie sie ihren Landfrieden abschlossen mit den räuberischen Fürsten und Grafen und mit den obotritischen „Rittern“, den von Kleinen, von Quaten, von Plesse, Billow, Moltke, Lützow usw.

Die Heldenzeit der alten Wikinger kehrte wieder,

jener Meerbeherrschter normannischen Stammes, einige hundert Jahre früher die See für sich in Anspruch genommen und Gleichheit und Freiheit unter sich proklamiert hatten, ebenso wie die Vitalier. Denn auch diese liebten die alten Wikingerstuden. Die Brüderlichkeit war ihnen heilig. Sie teilten die gemeinsame Beute zu gleichen Teilen unter sich; daher der Name „Vikendeater“ (Gleichsteller, Teilbrüder), den man ihnen beilegt.

Der Unternehmungsgeist dieser „Kommunisten zur See“ kannte keine Grenzen. Im Jahre 1394 zogen sie nach Bergen in Norwegen, brandstahlen die Stadt und führten den Bischof Strengius in Gefangenheit fort. Der lebhafte Handelshandel, das südschwedische Schonen unterhielt, wurde fast vollständig lahmgelegt und die Schonenfahrten dauerten mehrere Jahre gänzlich. Malmö wurde von den Vitaliern im Jahre 1394 geplündert und verbrannt. Als sie dann, immer unter der Firma des Schwedenkönigs, dem sie Beistand leisten wollten, die Insel Gotland eroberten und von Visby aus ihre Piraterien in grossen betrieben, auch einen schwunghaften Handel mit dem erbostenen Gut unterhielten, fassten die Hansestädte den Entschluß, der Vitalienbrüderich ein Ende zu machen.

Die Lübecker rüsteten auf Betreiben der Hanse eine gewaltige Expedition von 20 Seggen (Kriegsschiffen) und vielen kleineren Kriegsfahrzeugen aus, welche die Vitalier im Jahre 1395 zwar aus dem südlichen Ostsee verdrängte, ihren Hauptzug aber nicht angriff.

Inzwischen hatten aber die politischen Verhältnisse eine wesentliche Aenderung erfahren. Die Anhänger des Schwedenkönigs Albrecht erreichten es, daß dieser von der Königin Margarete gegen ein hohes Lösegeld freigegeben wurde. Vor Stockholm trat Waffenstillstand ein. Damit fiel für die Vitalienbrüder der Vorwand weg, den sie bisher für ihre Freiheitserreihe gehabt hatten. Die Staatsgewalt machte von allen Seiten gegen sie Front. Sie zogen es deshalb vor, dem „Ostseeteich“ Balzen zu sagen und das Feld ihrer Tätigkeit mehr in die offene See hinaus zu verlegen, wo sie durch die herrschenden Gewalten nicht so leicht eingeengt werden konnten. Große Scharen der Vitalier zogen nach der Nordsee, wo sie fremdländliche Anfahrten fanden.

Der Herzog von Holland und Henneberg hatte mit englischer Hilfe einen Kriegszug gegen die Friesen westlich der Ems unternommen, um diese seiner Gewalt zu unterwerfen, der sie zwar formell unterstellt waren, die sie aber nicht anerkantten. Die ostfriesischen Häuptlinge fühlten sich dadurch ebenfalls bedroht und sahen auf Abwehrmaßregeln. Da kannten ihnen die kampferprobten und mutigen Seehelden der Vitalier als Bundesgenossen eben recht. Der mächtigste Häuptling in Ostfriesland, Keno Ten Broeke in Aurich, schloß im Jahre 1397 Freundschaft mit den Vitalienbrüdern und zog zunächst 600 derselben an sich. Bald bekam er einen massenhaften Zustrom. In Skandinavien war im selben Jahre durch die Union zu Kalmar die Vereinigung der drei Königreiche Dänemark, Norwegen und Schweden unter der Herrschaft der energischen Margarete vollzogen und nun ging man von allen Seiten der Seeräuberei in der Ostsee nachdrücklich zu Leibe.

Ein Jahr später, 1398, eroberte der Deich-Hochmeister Konrad von Inglingen sowohl die Stadt Visby als auch die ganze Insel Gotland, und vertrieb die Vitalienbrüder von dort und aus der Ostsee gänzlich. Was in seine Hände fiel, wurde hingerichtet. Die zerstreuteten Scharen der Seeräuber flüchteten sich nun ebenfalls in die Nordsee, ja bis in den Atlantischen Ozean, wo sie hauptsächlich im Biskayischen Meerbusen hausten und den von Bordeaux kommenden Weinschiffen aufzulauern. Ein Teil soll nach Russland hingeraten sein und dann auf abenteuerlichen Streifzügen zu Wasser und zu Lande Palästina erreicht haben, von wo ein deutscher Schiffsmann sie wieder heimbrachte, worauf sie zu ihren alten Kampfgenossen in der Nordsee stießen, die inzwischen hier feste Stützpunkte in großer Zahl gefunden hatten.

(Schluß folgt.)

Ganz wunderbar



sind die neuen Modelle unserer weltberühmten Zeltz. Planinos, Kinder-Sport- und Leiterräder, Kinderstühle, eisernen Bettstellen, Holzwaren, Fahrräder von M. 62 an
Hahn-, Wring-, Wasch- und Mangelmaschinen. Staunend billige Preise. Sie sparen viel Geld, wenn Sie unseren Hauptkatalog gratis verlangen.
Auf Wunsch günstige Zahlungsbedingungen.
Erstes Sachs. Versand-Magazin, Zeltz 144.

DÜRKOPP-

Fahrräder.

DÜRKOPP & C° A.G. BIELEFELD

Starke Frauen

erhalten
schöne Figur
durch Benützung in
Graziella-Korsetts.
Es ist das einzige
Korsett, welches
jeder, auch die härtesten
Dame-trotzlich
schöne Figur ver-
sorgt. Vorne mit
verstellb. Gummigurt,
hinten dient dasselbe
als Gummibinde-Halt
für schwachen Leib,
wodurch Schutz gegen
Ertüftung des Unterleibes.
Aerztlich empfohlen. Viele lobende
Angabe der Figur erhalten. Preis pro
Stück M. 7, 10 u. 12. Umtausch ge-
gen Ernst Lohr, Korsettfabr., Sollingen 10.

Clysopon — Weich
gummi für Kinder, für jede Frau
u. Familie ungemein
Als Clyster u. Wärmer
spritzt verwendbar.
Erste für Irrigat. Compl. mit 2 Röhren
u. Gummihörnchen, Bandagen etc. gratis.
Rich. Freisleben
Dresden, Postplatz 1.
(Discr. Versand.)

Wissen Sie es schon?

dass Arconafahrräder
die besten u. billigsten sind.

Wollen Sie 50—100 Mk. sparen, so
fahren Sie Ernst Machnow's Arcona-
Rad! Wollen Sie ähnlich m. Leichtig-
keit viele 100 Mk. verdienen, so empfehlen
und verkaufen Sie im Kreise
Ihrer Freunde und Bekannten Ernst
Machnow's Arcona-Fahrräder. Ver-
langen Sie zu Ihrer Orientierung m.
neuen reich illustriert. Hauptkatalog
für Wiederverkäufer. Derselbe wird
Ihnen gratis und franko zugesandt.
Ernst Machnow, Berlin N.
Arconaplatz 1.

Deutsch. erstklass. Roland-Fahrräder
auf Wunsch auf Teilzahlung.
Anzahl: 25—50 Mk.
Abzahl: 8—15 Mk.
monatl. Gegen-
Barzahlung.
neueste Fahrräder
v. 70 Mk. an.
Man verlange umsonst Preisliste.
Roland-Maschinen-Gesellschaft
in Köln 288

für den Inserententeil verantwortlich: Mich. Gohen in Hamburg.

Ein Herkules



kann nicht jeder sein, aber der Schwache, Energielose, der sich immer müde und matt fühlt, dem Glieder und Muskeln weh tun, und der von allerlei Beschwerden geplagt wird, die ein gesunder Mensch nicht kennt, kann kräftiger werden und sich wohler fühlen.

Aufschluss hierüber gibt unser illustriertes Buch. Dasselbe berichtet ausführlich über die Heilkraft der

Elektrizität

und deren Anwendung.

Dieses Buch senden wir auf Verlangen gratis und franko durch die Post an alle, die uns diese Annonce einsenden oder sich auf diese Zeitung beziehen. Bei persönlichem Besuch sind wir zu mündlicher Auskunft jederzeit gern bereit.

The Dr. Mac Laughlin Company
Berlin NW. 58, Friedrichstr. 153 a.

Hamburg 92, Grosser Burstah 2/4.

Direct von der Fabrik.

,Lyra'-Räder
(Modell 1904)

sind anerkannt die besten u. billigsten.

Volle Garantie.

Probessendung bereitwilligst.

Sterke Tourenmosdinien

Stineldige Halbrenner v. M. 62 50

Pneumatik mit Garantie.

Laufdecken A. 4.5, prima 0.25. Luftschiüle m. Ventil a. 3.25, prima 3.50.

Pneumatik ohne Garantie.

Laufdecken A. 4.25. Luftschiüle A. 2.75.

Vertreter gesucht. Preisliste gratis.

Richard Ladewig, Prenzlau No. 59.

M. Wolff's Nähmaschinen,

BERLIN O. 02,
Holzmarktstrasse 60

sind anerkannt die besten. Die hochamige Familien-Nähmaschine für Damenschneider und Hausarbeit mit allen Neuerungen der Jetzzeit, sehr elegant, ruhig und leicht gehend, mit Fußbetrieb und Verschlusskasten, versende für nur 48 Mark. 30tägige Probezeit und 8jährige schriftliche Garantie. Alle Arten Ringschiffchen, Schnieder- und Schuhmacher-Maschinen. Nicht gefallene Maschinen nehmen ohne weiteres auf meine Kosten zurück. Prospekt und Anerkennungen kostenlos und frei.

Wasch- u. Wringmaschinen, Wäschemangeln.
Täglich eingehende Nachbestellungen, z. B.:
Unterz. bestellt hiermit eine hochamige „B“-Maschine z. Preise von 48 Mk., wie schon früher drei Stück gehabt, mit denen die Empfänger sehr zufrieden sind.

Baumgarten, Lehrer.

Richard Ladewig, Prenzlau No. 59.

48 Mk.

Mondchein-Nacht. Nach dem Gemälde von Paul Rieß.



→ ← . Neue Waffen. . ← →

Erzählung von August Strindberg.

Nost ging voran mit Ochs und Egge, und Vater Thomas' fügte Frühlingssaat; hinterdrein kamen Bachstelzen und lasen Wörter, und im Wäldchen sahen Krähen und warteten. Die Aprilsonne brannte auf die dünne Erdkruste, die auf dem Hügelgrat Oelsands liegt, der Allvaren genannt wird. Die Felder waren schön und wohl eingehügelt, aber vor Flugsand und nördlichem Sturm nur durch ein schmales Kieferngehölz geschützt, denn Vater Thomas hatte seinen Blushof auf der nördlichsten Landspitze bekommen, wo das Land niedrig gelegen war. Im Kieferngehölz stand die Hütte, und da hatten die Mutter und die Kinder das Ihre. Auf dem Rain lag Tjasse und schlief mit einem Auge. Das war der treue Hund, der sowohl Hase, Fuchs wie Eich jagen und doch sich wach halten konnte, so daß er Nachts ein Auge und ein Ohr frei hatte, wenn Landstreicher in die Nähe der Hütte kamen.

Vater und Jost hatten aufgehört und setzten sich auf den Rain um anzuruhren. Tjasse wurde unruhig und knurrte leise, und seine Nase sah man nach Süden hin winden, wo die Allmende von Norra Motet gelegen war. Thomas strich ihm den Rücken und wollte ihn beruhigen.

„Sieh,“ sagte Vater, welcher gleich allen Küstebewohnern sehr dafür war, über Sachen und Dinge zu grübeln, „sieh, wie diese Kreatur viel begabter als der Mensch ist; sie sieht bereits wen und bestimmt niemand sie den Geruch wahr!“

„Ja,“ sagte Jost, „das ist wohl so, aber das Verstehen, das ist nicht so fein!“

„Das weiß man nicht so genau!“

„Ei Kreuz; sag das nicht,“ Vater! Hätte er den Verstand, daß er stärker ist als Du, so diente er uns wohl nicht wie ein Knecht!“

„Du bist dummi, Jost! Gerade das begreift er; darum läßt er sich von uns unterhalten. Er hätte viel zu tun, wenn er das Fleisch aus dem Walde holen und die Milch von den Kühen nehmen wollte. Siehst Du nicht, daß er wie ein Herr da liegt und schläft, während wir sein Brot pflanzen? Hat er nicht einen feinen Begriff davon, so bin ich ein Stockfisch.“

„Aber, Vater, glaubst Du, er tut nichts, wenn er Nachts Haus und Hof bewacht?“

„Ja, aber er liegt nicht da und wacht, das kannst Du mir glauben! Er schläft leichter als wir, darum erwacht er eher. Das läuft auf dasselbe hinaus. Ein rares Tier ist es jedenfalls, und ich halte ebensoviel von ihm wie von Deiner Mutter, vielleicht noch ein wenig mehr, denn sie ist eine, wenn sie mal anfängt.“

Tjasse sprang auf, rannte über den Rain, setzte über den Zaun und verschwand im Walde, der bald von seinem eifriger Gebell widerhallte, in das bald ein anderer Hund einstimmte.

„Wer in aller Welt kann heute so weit draußen auf der Insel sein?“ sagte Thomas und stand auf. Jost folgte ihm und sie wanderten übers Feld in der Richtung, aus der das Gebell zu hören war. Sie kamen nicht weiter als zum Pfahlzaun, als sie zwei Reiter und die Hunde in voller Rauherei sahen.

„Locke Deinen Hund, Bauer, sonst schieße ich ihn nieder!“ rief der erste Reiter.

„Locke Deinen, Du!“ antwortete Jost und lärmte auf.

„Still, still!“ beruhigte Vater. „Man muß kein großes Maul haben, wenn man mit Herren spricht“ — und darauf lockte er Tjasse.

Der erste Reiter, der das Wort ergreifen hatte, war ein junger, blässer Mann, der dem Körper nach wie ein Junge aussah, aber den Kopf eines Bejahten auf den Schultern hatte. Er war in Sammetjacke und Koller gekleidet und hatte das Sattelrohr gespannt. Der andere Reiter war sein Neuknecht.

„Weißt Du, mit wem Du sprichst, Flegel?“ fragte er Jost.

„Nein, das weiß ich nicht und will es nicht

wissen! Aber wenn Du den Frieden störst, so hast Du selbst die Schuld!“

„Du warst also Sonntag nicht zur Kirche?“

„Nein,“ antwortete Jost, der trotz des Vaters Nippenslöschen das Wort behielt. „Früher, als man Gottes Wort hörte, ging ich in die Kirche, aber jetzt, wo man nur Bekanntmachungen anhören muß, da schreibe ich mich nicht mehr darum!“

„Ghe ich Dir eins aufzrenne, will ich sagen, daß ich der Vikar des Lagmans, der Lehnsherr des Königs bin, und daß Du mein Bauer bist! Und Du, Alter, halt Deinen Zungen im Zaum und antworte selbst, wenn Du Leber im Mund hast!“

„Ich habe noch nie gehört, daß der König freie Bauern verkaufen kann,“ sagte Thomas, „aber wenn er es kann, so ist es wohl so! Was ist des gnädigen Herrn Wille?“

„Den bist Du verpflichtet zu kennen, aber ich will ihn Dir doch sagen. Die Allmende von Norra Motet, die keinen Eigentümer hat, gehört jetzt der Krone Schwedens, und mit all den Rechten, die dem Eigentümer zukommen. Alle Jagd und aller Holzschlag ist also des Königs; und dies zum Besten des Bauern, denn der Bauer soll seinen Grund und Boden bestellen und seiner Fischerei pflegen und nicht im Walde herumlaufen. Jetzt weißt Du's! Und wenn Du Deinen Hund jagen läßt, so wisse, das erste Mal wird er aufgegriffen und verstummt, und das zweite Mal wird er geschunden und Du zahlst Buße, und das dritte Mal, wenn Du Lust bekommen solltest, Dir einen neuen Hund zuzulegen, so wirst Du gehängt!“

Jost war drauf und dran, vor Maserai den Pfahlzaun überzubrechen, aber Thomas gab ihm einen Stoß und nahm das Wort.

„Gnädiger Herr, ich bollige auf das höchste Eure Bekanntmachungen, und ich bin gewiß, daß sie nach den Gesetzen des Landes und zum Frommen des Bauern gestiftet sind; denn im Walde hinter Tieren herzulaufen, ist nunmehr fortgeworfene Zeit für den Bauern, seit die Knallbüchsen der Herren das Wild verschreckt haben. Und wir werden die Bekanntmachung zur gesetzlichen Richtschnur nehmen. Haben Euer Gnaden noch etwas zu befahlen?“

„Ja, der Zins auf Deinen Hof ist durch des Gelbes sinkenden Wert zu niedrig geworden, darum habe ich, da ich ja jetzt das Zinsrecht besitze, beschlossen, und will es befohlen haben, wenn des Königs jagdbares Getier, das auf Gemeindeland gelassen wird, im Winter durch starken Schneefall verhindert ist, sich Futter zu suchen, sollst Du und Deine Nachbarn, versteht Ihr, verpflichtet sein, Henschober dort aufzustellen, wo wir es späterhin bestimmen werden. Hast Du gehört?“

„Ich habe verstanden.“

„Und danach richtet Euch! Lebt wohl!“

Er wandte sein Pferd und verschwand im Walde.

„Was soll man dazu sagen?“ sagte Jost, als er mit Vater allein war.

„Ja, so was habe ich noch nicht gehört! Aber seit Gewalt ins Land kam, geht alles rückwärts. Sie schwatzten vom König Christian! Das war ein freundlicher Herr, der das Rohr absetzte, wenn es zu hoch war. Und dann sprechen sie von dem seligen König Gösta. Sie wünschten nicht, wie gut sie es hatten. Wer ist auf diesen neuen Kunstgriff gekommen? Ja, das sind die deutschen Schreiber, die sie ins Land gezogen haben. O, so sein Volk zu behandeln, dem sie alles zu verbauen haben. Wären nicht die Thalmannen losgegangen, so hätte er schön sein Land befreit! Denke Dir! Er will wilde Tiere in den Wald lassen, um das Vergnügen des Schlächters zu genießen, denn zum Essen braucht er sie nicht! Und dann sollen wir säen und pflügen, um seine Tiere zu füttern — seine wilden Tiere! Wo man kaum Weide für die Kuh hat!“

„Wir wollen die Nachbarn zusammentreten und den Satan totschlagen!“ sagte Jost.

„Haha, schön, schön! Er hat die ganze Vorfahrt von Kalmar, und die kann bald herüber sein! Nein, man muß ständig gegen solche Schelte sein, und hilft das nicht, so muß man wohl etwas anderes denken. Wenn man keine Waffe hat, so muß man seinen Verstand benutzen. Das ist auch eine Gabe Gottes, die nicht zu verschmähen ist.“

„Pfui, Vater,“ sagte Jost, „keine Fuchs, ich kann aufs freie Feld und ihm den Schädel einschlagen!“

„Ja, so war es früher in der alten Zeit, da konnte der Arme auch ehrlich sein. Aber jetzt ist die Frage, ob es nicht ebenso ehrlich ist, sich zu verteidigen, als anzugreifen; und jedes Tier hat Waffen erhalten nach seiner Art, Schnabel, Klauen und Zähne; ja die Schlange hat Gift gekriegt, um sie wäre wohl dummi, wenn sie es nicht bemerkte. Noch hat der Bauer Waffen im Hause, aber er darf sie nicht benutzen! Was soll er denn tun, um sie zu schützen?“

„Er braucht sich nicht zu schützen, jetzt nicht mehr, denn das tut das Gesetz,“ sagte Jost und grinste.

„Ja, wenn das Gesetz wilde Tiere auf sein Feld lässt, dann schlägt es alles! Nein, bald wohl branchen wir wen, der uns vor dem Gesetz schützen und es ist soweit gekommen, daß wir Gott bitten müssen, uns vor der Gerechtigkeit zu behüten! Wenn jetzt, Jost, wir gehenheim und essen. Zeit genug werden wir haben, zu fragen, was diese Menschen uns bringen wird.“

Und so gingen sie heim, aber an dem Tag banden sie Tjasse nicht an. —

Es war Mittsommerabend. Jost war fortgegangen, um den Mädchen beim Maiebaum zu helfen. Vater Thomas und seine Alte saßen draußen im Vorbau. Die Alte glättete Halssticker auf einem Brett und der Alte spülte Holz.

„Wie fandest Du das Gebäck?“ sagte die Alte.

„O gut, mir etwas knusprig.“

„Das kommt von den Holzstücken, die Ihr mir gegeben habt.“

„Das kommt nicht von Jost und mir,“ meinte Vater Thomas. „Wenn man nicht auf Gemeindestunden darf, so hat man nur den Windbruch.“

„Warum haut Ihr nicht im Wäldchen?“

„Da kommt der Flugsand über uns.“

„Er könnte gern kommen.“

„Oho! Oho!“

„Wo ist Tjasse heute? Habe ihn den ganzen Tag nicht gesehen.“

„Weiß nicht! Kommt wohl nach Hause, wenn er hungrig wird.“

„Die Saat steht gut,“ sagte die Alte und zeigte nach dem Felde, das so hellgrün über den Baum leuchtete.

„Makellos,“ sagte Vater Thomas. „Sitten wir sie nur unter Dach; aber das ist noch lange hin.“

Es krachte hinten an der Umfriedung, wo der Richtweg sich befand; und gleich darauf sah man einen großen Mann herüberklettern, den Rain einlang gehen und aufs Haus zukommen.

„Gottes Frieden, gute Leute, und gutes Fest!“ sagte der Nachbar.

„Gottes Frieden selbst, Nachbar,“ antwortete Vater und Mutter.

„Was hast Du für ein Ausliegen, Jesper?“ fragte Vater.

„O, gar nichts,“ sagte Jesper, und einzeln Thomas verständnisvoll zu, während er in der Tasche wühlte.

Die Alte sah das einzeln nicht, denn sie hält sich über die Arbeit geneigt, aber Thomas sah es.

„Da Du einmal am Mittsommerabend herumgehst,“ sagte Thomas, „so will ich die Gelegenheit abpassen und Dir mein neues Boot zeigen.“

„Schön, schön,“ sagte Jesper, „ich habe gehört, daß Du es bereits auf der See hast.“

"Gleich hier unten, wo die Neke trocken," sagte Thomas. "Hast Du Zeit, so trotten wir hinunter."

Das eben wollte Jesper. Sie wanderten durch das Kiefernwaldchen, welches den Vorposten gegen den Flugsand bildete. Sie kamen an die See hinunter, setzten sich ins Boot, das sich ganz und gar nicht Jespers Ausmerksamkeit zuzog, und ruberten einige Munderschläge auf die See hinaus.

"Jetzt kann uns die Alte nicht hören," sagte Thomas; "spiel' auf!"

Jesper zog einen Botenstab aus der Tasche, der nach alter Art an dem einen Ende mit einem Strick versehen war.

"Neue Stricke um den Hals wieder?" fragte Thomas. "Was ist denn los?"

"Alles zur Kirche morgen! Alle Waffen abliefern!"

"Davon haben sie so viele hundert Jahr gesagt!"

"Aber jetzt ist es Ernst! Knechte sind von Kalmar gekommen."

"Deutsche Landsknechte! Früher waren es dänische Knechte. Nunmehr Knechte!"

Va sing Jesper an zu singen:

"Uns're Männer sind geschlagen,
Uns're Degen fortgetragen,
Kort auch Schiff und Schab."

Thomas fuhr fort:

"Besser der Tod
Im Feuer so rot,
Als ehrlos leben."

Jesper folgte nach:

"Sie wollen dringen
Und niederzwingen
Und stellen uns nach.
Sie machen uns hange
Zu Wasser und Lande;
Führt keiner uns're Sach'.
Schwedische Leut',
Ihr hältet Euch heut'
Vor derlei Ungemach."

Thomas schloss:

"Herren und Fürsten,
So kleinste wie größte,
So Mitter wie Räte,
So Bauer wie Bürger,
So spät wie frühe,
Ihr hältet Euch stäte.
Schwedische Leut',
Ihr hältet Euch heut',
Und kommt nicht zu späte."

"Was hilft es, daß wir gegen die Feuerbüchsen der Knechte zusammenhalten?" sagte Jesper.

"Sind das die Gedanken der Nachbaru?" fragte Thomas.

"Die Nachbaru hatten vorgestern andere Gedanken, als die Nehe auf meinen Acker gingen und die junge Saat aufstrafen."

"Haben sie Deine Saat aufgefressen?" fragte Thomas und peitschte das Wasser mit den Ründern.

"Alles!"

"Hast Du denn geflagt?"

"Weißt Du, was der Mann des Gesetzes antwortete? Sag sie fort, sagte er. Und die Nachbaru jagten sie von ihrem Acker mit Bogen und Pfeilen. Und deshalb sollten die Waffen ausgeliefert werden!"

"Habt Ihr von den königlichen Schweinen im Walde gehört?"

"Niemand wagt in den Wald zu gehen, seit die Schweine dem Nachbar Jöns die Beine aufrißten, und er sich auf eine Kiefer retten mußte."

"Viell habe ich gelernt und vernommen, seit ich zur Welt kam, aber so was noch nie! Die Regierung setzte Preise auf Bären und Wölfe, aber auf wilde Schweine — o pfui."

"Der Geschleter sagt, die Schweine seien zahm, da sie ausgesetzt sind."

"Gehen die Bauern morgen zur Kirche mit Degen und Waffen?"

"Alle und Du auch, Thomas! Denke an Weib und Kind."

"Was soll man denn bei der Sache machen?"

"Wenn die Knechte Pulverbüchsen gebrauchen,

so müssen wir unsern Verstand gebrauchen."

"Das sagte ich dem Jungen auch, aber — aber es kostet einem ehrlichen Mann etwas, falsch zu sein! In hundert Jahren wird man nicht einen ehrlichen Bauern im ganzen Lande finden, so wird es gehen, wenn man dem Bauern ehrliche Waffen nimmt. Gott helfe uns, Jesper, hier nahen schwere Zeiten. Zuweilen glaube ich, es wäre besser, ehrlich zu sterben als unrechlich zu leben."

"Das ist wohl das Los des Armen, mein Lieber, denn leben muss er wohl, da er geboren ist. Kann er seine Ehre nicht behalten, so ist es wohl dessen Schuld, der sie ihm nahm."

Das Gespräch war zu Ende. Jesper verbarg den Botenstab, und Thomas paddelte mit den Ründern ans Land. Das Meer lag blank, blauweiß wie ein Spiegel da, und die Abendsonne versank in braungelben Nebel und beleuchtete die Kiefernstaüme, die in Flammen zu stehen schienen.

Als sie wieder ans Land kamen, stand Mutter im Vorbau wie vorher, aber sie hatte sich geöffnet.

"Wir müssen wohl unverzüglich zum Tanz gehen?" sagte sie zu Thomas.

"Müssen es wohl," antwortete er. "Können am Mittsommerabend nicht allein zu Hause hocken!"

"Wie fand Jesper den neuen Kahn?" fuhr die Alte fort.

"Lag wie ein Span auf dem Wasser!" antwortete Jesper.

Und dann wurde nichts mehr gefragt. Als Thomas angekleidet war, begab man sich auf den Weg, ohne die Haustür zu schlüpfen, denn man erwartete keine Diebe, weil man selbst das Besitzrecht nicht verlor. Thomas nahm seine Axt mit, und sie wanderten zum Nachbar, der eine knappe halbe Meile entfernt auf der östlichen Seite der Insel wohnte. Ohne Abenteuer auf dem Wege und der Gemeindestrur wohl ausweichend, langten sie beim Nussendorf an, wie das Gut genannt wurde. Der Tanz um den Maibaum war in vollem Gang, aber die älteren Männer waren nicht zu sehen, wie es sonst gewöhnlich war, als Zuschauer um die jungen versammelt, sondern waren in die Hütte gekrochen, wo sie auf den Bänken um den langen Tisch saßen und Bier tranken. Da Jesper und Thomas einztraten, wurden sie kurz und feierlich vom Wirt begrüßt, der sie bat, sich zu setzen. Es herrschte eine schwere, düstere Stimmung hier, und es lag etwas in der Luft, als ob ein Unwetter sich sammelte. Der Schöffe hatte einen Platz auf der Hochbank und seine Augen waren rot, als ob er zu viel getrunken oder gesprochen hätte; die anderen saßen mit niedergeschlagenen Blicken da. Thomas, der zu den Älteren und Angesehenen gehörte, glaubte zuerst etwas sagen zu müssen.

"Treffen wir uns morgen bei der Kirche?" sagte er.

Niemand antwortete. Aber da sang der Schöffe mit seiner flinken Stimme an.

"Gerade auf der Saite hatten wir gespielt, alter Thomas. Die Alten hier, siehst Du, haben ihre Bedenken, die man durchaus nicht begreifen oder verstehen kann. Degen oder Waffen tragen, ist bereits seit vielen hundert Jahren verboten, und daß man der Obrigkeit nicht gehorcht hat, ist nicht die Schuld der Obrigkeit. Aber nun glauben diese Alten hier, es sei Bosheit der hohen Obrigkeit, aber das ist es nicht. Jeder weiß wohl, welchen Lärm und welche Schwierigkeiten es mit sich gebracht hat, daß man mit Knebelspieß und Bogen herumgeht; wenn das Herz überfließt, so ist es nicht weit bis zum Handgemenge, das keinen wir schon. Und was das Gerede angeht, daß wir etwas haben müssen, um Reich und Land zu verteidigen, so kommt das nicht mehr in Frage, denn das tut die hohe Obrigkeit selbst."

"Halt," sagte Thomas. "Schande über schwedische Männer, wenn sie nicht länger Land und Reich verteidigen können, sondern das fremden Knechten überlassen müssen. Damals als der Däne aus dem Lande sollte, da ging es mit Pfeilen und Kugeln. Nein, Du Herrenknecht! Da juckt es nicht. Nicht deshalb wollt Ihr uns die Waffen nehmen. Nein, Ihr seid bange, daß die Bunde

drücken, die Gewalt zu weit geht, wenn die Schweine des Königs auf seinen Acker gelassen werden! Hört Ihr! Jetzt seid Ihr mannstürker, und darum kommen wir morgen zur Kirche so wie es gesagt ist, aber kommt ein ander Mal wieder, so seid sicher daß Kugeln und Messer auch Fuchspelze verfehren."

"Thomas, Thomas, Du kleiner," sagte der Schöffe höhnisch, "Du mußt nicht so groß sein im Mat, dann wirst Du nicht so klein in der Tat."

Thomas ging vor und hielt seine Axt vor dem Schöffen in den Tisch. Ein Geschrei brach in der Stube los, und alle sprangen von den Bänken auf; aber die Frauen, die draußen vor der Tür gestanden hatten, auf alles bereit, stürzten herein und warfen sich zwischen die kämpfenden. Die Gesellschaft war aufgelöst; der Schöffe und seine wenigen Anhänger ritten sofort nach Hause.

Der Tanz wurde draußen auf der Höhe fortgesetzt, aber das Quitschen der Geigen klang nicht mehr so munter, und der Tanz ging schwer und still wie eine Arbeit oder ein heidnischer Opferdienst vor sich, wo man seine Sinne in Raserei zu bringen suchte, ehe man zum Schlachten des Opfers schritt. Bald schwand der auch dahin, und mit dem Gedanken an den Ernst des kommenden Tages trennte man sich um Mitternacht, ohne bei den Feueru Mittsommerwache zu halten. Das war der traurigste Mittsommerabend, den man mitgemacht hatte.

*

Die Mittsommersonne steigt aus dem Meere und erleuchtet die kleine Kirchbucht. Stein menschliches Wesen ist zu sehen oder zu hören. Taucher und Eisbergäuse schwimmen so ruhig draußen auf der blanken Fläche. Das Schiff in der Bucht bewegt sich dann und wann, wenn ein Hecht hindurchgeht, unten in den Tangbüschchen trippeln Strandelstern und lesen Würmer. Der Wind ist so warm, daß er weder sich selbst noch die Woge zu bewegen vermag. Das Schweigen herrscht über Land und Wasser. Gras und Blumen stehen und schlafen auf den Höhen, wo jetzt der sonst nie rasende Wind ihnen Ruhé läßt.

Auf dem kleinen Kirchhof am Hügelabhang stehen die weißen Kreuze wie kleine Kinder und breiten die Arme aus, um die Sonne zu umfangen, die die Tränen des Tales trocknet, die die Nacht über sie geweint hat, nicht aus Kummer, weil es Nacht war, denn es war keine Nacht, sondern aus Freude darüber, daß die Sonne nicht auf lange unterging. Und die alte schwarze Holzkirche wird oben von der reichen Sonne vergoldet, und der Hahn auf der Wetterfahne guckt nach Westen, woher der Wind zuletzt wehte, ob er nicht mehr wehen wird, denn es fängt an warm zu werden. Sogar der vergoldete Galgen auf dem Chordach wagt der Sonne ins Gesicht zu sehen und die Arme auszubreiten, wie der gekreuzigte Wahrheitszeuge in Gumans grüßend: Friede sei mit Euch! Und es ist Friede in der Natur! Die weißgewaschenen Steinblöcke am Strand werden nicht mehr von brüllenden Wellen gepeitscht, blaue Wellen schlummern in Sonnenstrahlen und der blaue Himmelraum wird nicht von streifenden Wolken gepflügt.

Da sieht man einen Menschen oben auf dem Scheitel des Hügels. Das Schweigen ist gebrochen. Die Strandelstern schlagen Alarm und schreien klipp! klipp! Die Eider erheben sich brummend und streichen aufs Meer hinaus, die Taucher laufen über die Wasseroberfläche und jagen das Wasser wie Stromschnellen vor sich her. Enten, die sich im Schiff versiecht gehalten, fliegen fluarrend auf und erschrecken die Hechte, die mit den Schwänzen schlagen. Der unendliche Wasserspiegel, der nicht eine Munzel oder Schramme hatte, ist gesprungen, und Ring um Ring, wie Scherben eines entzweigeschlagenen Steingefäßes, breitet sich über die blaue Leinwand, und die Möwen, die fortgewesen waren, kommen heim und haben Schwalben bei sich, und jetzt schreit die ganze Luft, und die Fische tauchen in die ruhigen Tiefen hinunter, denn sie glauben, daß Gefahr im Anzuge sei.

(Fortsetzung folgt)

Feuilleton.

Mondschein-Nacht.

(Aus unserem Blatte.)

Die Nacht verlöschte des Tages Glut.
Schwül atmen die blühenden Felder . . .
Nun strömt des Mondes silberne Flut
Weiss über Wiesen und Wälder.

Das Mondlicht rieselt um Stamm und Geäst,
Es rieselt um Halme und Hecken,
Spinnt Silberfäden ums heimliche Nest,
Das schützende Blätter verstecken.

Des Vollmonds Scheibe am Himmel gleisst,
Den Wolkentupfen besäumen.
Es rieselt das Licht . . . kein Windstoss reisst
Die Erde aus ihren Träumen . . .

Aus Hecken mit dunklem Blattgekraus
An einsamer Waldrandstelle;
Die spitzen Dächer vom Försterhaus,
Getaucht in silberne Helle.

Die ganze Lichtung ein weisser Glanz.
Drei Rehe äsen und lauschen . . .
Und aus des Waldes dunklem Kranz
Ein Wispern, ein Flüstern, ein Rauschen . . .

*

An der Grenze von Frühling und Sommer. Nach astronomischen Gesichtspunkten sind unsere Jahreszeiten gegen einander abgestellt. Aber es ist schwer, für sie überhaupt eine scharfe Grenze zu ziehen. Ganz allmählich ist bei uns der Wechsel von Herbst und Winter, von Winter und Frühjahr, von jeder beliebigen Saison zur anderen. So ist auch die Grenze von Frühling und Sommer nicht sehr scharf. Der längste Tag ist der Zeitpunkt, wo der Sommer beginnt. Aber wer merkt es, wann der längste Tag ist? Man schläft an ihm ebenso lange wie an den Tagen vorher oder nachher. Und übrigens, die Sonne hat einen sehr eigenartlichen Trick um die Zeit. Weiß der Himmel, ob es ihr da besonders gut gefällt, aber sie bleibt bekanntlich ewig lange beim Wendekreis des Kreises stehen, um den Arabern und den Nanielen und den Mexikanern senkrecht von oben auf den Kopf zu gucken. Dabei vergisst sie die Rückkehr nach dem Äquator, der eigentlich dazu da ist, von der Sonne ausgebörrt zu werden. Kurz und gut, man kann über die Absichten der Himmelskörper nie genaues erfahren, und jedenfalls an der Sonne kann man es nicht sehen, wann Sommer wird. Gewiß, die Tage sind sehr lang um diese Zeit, und die Hize wird größer. Aber auf einige Wochen oder einen Monat Unterschied kommt es dabei nicht an. Indes der Kreislauf der lebenden Natur ist um diese Zeit viel exakter als zu irgend einem anderen Saisonwechsel. Die Hasel blüht entweder zu Frühlings Anfang oder einige Wochen später oder anderthalb Monat früher. Solche Launen dürfen sich die Pflanzen an der Grenze von Frühling und Sommer nicht mehr erlauben. Um diese Zeit ist großer Andrang im Blühen und Wachsen und Früchten, da muß Ordnung gehalten werden, jedes hat seine bestimmte Zeit. Bereitigkeit wird nicht geduldet, und Dummielei auch nicht.

Aber ganz so schlimm wie bei dem Rekruten-Eingerzieren ist es doch nicht. Zu Beginn des Juni etwma marschieren die wilden Rosen auf, sie blühen einige Wochen lang, und wenn ihre schönen, rot angelauchten Wangen wellen, dann ist der Frühling vorbei, dann kommt der Sommer, wo der schönste Blütenduft vorüber ist und wo es viel, viel zu essen gibt. Das ist immer so, die Dichter und Vögel singen auch am besten, so lange sie hungrig. Dann aber, wenn der Sommer beginnt, dann reisen die Johannisbeeren und die Erdbeeren und die ersten Kirschen. Die Stare sitzen den ganzen Tag auf den Bäumen und essen sich voll und fett und füttern ihre Jungen. Aber mit dem Gesang ist es so ziemlich vorbei. Ein Zink und ein Goldammer läßt sich allenfalls noch einige Zeit hören. Aber es ist nicht mehr derselbe Schmelz im Lied der Vögel. Alles ist geschäftig, sich saft zu essen und seinen Haushalt zu verjüngen. In dieses Philistertum passen die wilden Rosen nicht, sie legen ihren Schmuck noch gerade im Frühling an. Und der Hollunder dient genau so und die Akazie auch. Aber manche warten direkt darauf, bis es Sommer wird. Du liebe Zeit, sie sind auch danach. Die Akazie hat wenigstens noch etwas Chic, obwohl sie allen aufstrebenden Leuten eine Last ist. Sie hängt sich überall an und

erwürgt den, der sie trägt. Und nun vollends das Johanniskraut! Es sieht immer steppig aus, und wenn es noch so reich blüht. Der Sommer hatte keinen guten Geschmack, daß er dieses Kraut als Vorhut vor sich herzogte. Es geht nun eben der Meise und der Ernte zu, da darf man es nicht so genau nehmen. Ein Wunder noch, daß mancher alte Knabe von Baum noch einmal zu treiben anfängt, nachdem er sich bereits zur Ruhe gesetzt hatte. Der größte Saatmacher ist bloss mal aber der Mensch. Er nimmt seine Sennse und mäht allen Gräsern und Kräutern und Blumen Kopf, Blumpf und Beine ab. Alle Wiesen werden kahl. Es wird kein Halm übrig gelassen. Da liegen nun die Millionen hingemähter Pflanzenleiber in langen Haufenreihen. Die Sonne dörrt sie aus, bis sie zu Heu geworden sind. Und wenn dann das Heu weggeschafft wird und die Wiesen ein gleichförmig grüner Teppich geworden sind, dann — dann ist der Sommer da. — gz.

Die Kulturmission des Schnapses. Die guten Europäer treibt bestimmtlich das meigenüngige Verlangen, den blinden Heiden die Segnungen der christlichen Kultur zu bringen, nach dem fernen Afrika. Überzeugt man sich aber aus statistischen Zusammenstellungen, welche Kulturgüter hauptsächlich nach Amerika z. B. ausgeführt werden, so ergibt sich, daß die städtischste Bissel auf den biederem Alkohol in der Gestalt von Kartoffelschnaps entfällt und von Jahr zu Jahr größer geworden ist. Es scheint also, daß die heutigen Kolonialhelden dem Branntwein, Naturvölkern eingetränkt, die hauptsächlichste Kulturmission zu erkennen. Danach ist schon einmal bei den Eingeborenen eines anderen Weltteiles in großem Stil und mit großem Erfolg verfahren worden: bei den Indianerstämmen Nordamerikas, die durch unbegrenzte Befuhr von "Feuerwasser" teils total auf den Hund gebracht, größtentwels aber ausgerottet worden sind. Zu diesem Falle hat es tatsächlich nicht an hoch angesehenen Vertretern des Christentums und der Zivilisation gefehlt, die kein Bedenken trugen, jene angenehme Wirkung geradezu für einen Plan der Befreiung zu erklären, der darauf abzielt, durch Aussöhnung der überflüssigen Wilden für die weißen Ansiedler Raum zu schaffen. Stein Geringerer als Benjamin Franklin, der hochberühmte Yankee, der so viel für die Freiheit seiner Landsleute tat, aber für das den Ureinwohnern des Landes zugefügte Unrecht blutwenig Verständnis besaß, spricht einmal faltblütig den Gedanken von so einer göttlichen Kulturmission des Schnapses aus. Er berichtet da ein Erlebnis, das er im Jahre 1750 hatte. In Carlisle sollten Verhandlungen mit den Indianern stattfinden. Zu dem Zweck begab sich eine Kommission der gesetzgebenden Versammlung von Pennsylvania nach der genannten Stadt. Franklin war darunter. Mit der Tatsache bekannt, daß die Indianer eine außerordentliche Vorliebe für das Feuerwasser gehabt hatten und dann sehr handelsföhlig waren, erließen die Kommissionäre ein strenges Verbot, den Indianern Spirituosen zu verkaufen. Als die Naturkinder sich darüber beklagten, wurde ihnen gesagt, wenn sie während der Verhandlungen nüchtern blieben, solle ihnen nach erledigtem Geschäft Rum in Hülle und Fülle verabfolgt werden. Das war außerst verschmitzt von den pennsylvaniaischen Bevollmächtigten; denn nun verließen die Kommissionäre sehr schnell und endigten ganz nach ihrem Wunsche. Als nun der Vertrag fertig war, forderten und erhielten die Indianer ihren Rum. Es waren ihrer im ganzen ungefähr hundert, Männer, Frauen und Kinder, die sich gleich vor der Stadt in einer Anzahl von Wighams einquartiert hatten: da hielten sie nun auf einem freien Platz vom Nachmittag ab ihr Gefüge. Nun Abend vernahmen die Kommissionäre in der Stadt großen Lärm von der Indianeransiedlung her und begaben sich hinaus, um festzustellen, was los sei. Es stellte sich heraus, daß die Indianer ein großes Freudenfeuer angezündet hatten, um das sie, alleamt betrunkn und im heftigen Streit hinter einander herrannten, indem sie mit Feuerbünden aufeinander einschlugen und ein schreckliches Geschrei ausstießen. Es war nicht möglich, sie zu beruhigen, und die Kommissionäre lehrten in ihre Wohnungen zurück, wo sie gegen Mitternacht noch einmal dadurch aufgeschreckt wurden, daß eine Anzahl Indianer an die Tür donnerten und "mehr Rum" verlangten. Anderen Tages erschienen drei Abgesandte der Ernährten, um Entschuldigungen vorzubringen. Der Sprecher der Deputation erkannte den Fehler an, machte aber den Rum dafür verantwortlich und versuchte dann wieder, den Rum zu entschuldigen, indem er sagte: "Der große Geist, der alle Dinge schuf, machte jedes zu einem bestimmten Zweck, und für welchen Zweck er etwas beachtigte, dazu sollte es für immer ver-

wandt werden. Als er nun den Rum machte, sagte er: "Dies soll für die Indianer sein, um sich daran zu betrinken", und so muß es sein." Franklin findet an dieser heidnischen Vergötterung des Schnapses nichts auszusehen, sondern gibt ihr den christlichen Segen durch die Worte: "In der Tat, wenn es der Plan der Befreiung ist, diese Wilden zu zersetzen, um sie die Bewohner der Erde Platz zu schaffen, so erscheint es nicht unmöglich, daß der Rum das dazu bestimmte Mittel ist: er hat bereits alle Stämme vernichtet, die früher die Städte bewohnten." Diese Theologie des berühmten Amerikaners läßt gewiß vom Geist der christlichen Liebe nichts vermissen. Das gilt aber von den Beziehungen aller Nationen zu den Naturvölkern. Und so ist auch vom Schnaps seine Kulturmission geblieben. — a. d.

Tote Tiere. Nur selten trifft man im Freien noch ein totes Tier an. Am seltenen Wintertagen findet man wohl einmal einen erfrorenen Spatz oder eine verhungerte Meise, bei gewitterschwüler Luft nicht man auch einmal einen toten Fisch, der seitwerts auf dem Wasser liegt. Oft noch findet man die Leiberreste, namentlich Federn und Wolle von Vogeln und Säugetieren, die irgend einem größeren Raubtier zum Opfer gefallen sind. Man darf daraus nicht schließen, daß nun alle Tiere eine gewaltsame Todesstirb. Wohl mag ein sehr großer Teil aller Tiere andern Wesen zum Opfer fallen. Allein daß auch viele aus Altersschwäche oder an Krankheiten sterben, das muß man schon daraus folgern, daß manche Tiere, wie etwa der Storch, kaum einen Feind besitzen. Nun findet man aber einen toten Storch ebenso wenig oder doch ebenso selten wie irgend ein anderes totes Tier. Ohne Zweifel liegt es an besonderen Ursachen, daß wir so selten einem verendeten Tiere begegnen. Die hauptsächlichste Ursache ist die, daß ein Tier vor seinem Ende gewöhnlich ein Versteck aufsucht, in dem es ruhig sterben kann. Stille, versteckte Plätze gibt es ja allenthalben. Und wenn sich ein Tier nur in der Krone eines Baumes, im Gebüsch, in hohem Gras unbeweglich hält, so ist es nicht zu bemerken. An sonnigen Tagen z. B. singt und schwirrt es allenthalben in der Luft von zahllosen Vögeln. Aber kommt ein Regen, so ist alles verschwunden, man weiß nicht, wohin. Nirgends ist ein Vogel zu entdecken. So ist es offenbar auch mit den Tieren vor ihrem Tode. Hat sich ein Tier irgend eine gefährliche Verhärtigung geholt oder fühlt es sich krank oder altersschwach, so sucht es irgend einen verborgenen Winkel auf. Sehr viele Tiere, namentlich Sänger, leben nur in Höhlen. Verstecken sie sich in diese, so sind sie natürlich gänzlich verschwunden. Und wenn sie hier sterben, so merkt natürlich der Mensch nichts davon. Aber auch diejenigen, die ein Geheimnis einzelnen Strauch aufsuchen, werden, da sie sich ruhig verhalten, nicht leicht entdeckt. Sterbende Insekten, Spinnen und dergleichen brauchen sich nur unter das Gras, in Moos, unter Steine zu verstecken, um unseren Blicken gänzlich unsichtbar zu sein.

Nun kann es jedoch auftreten, daß man nicht öfters toten Tieren begegnet, wenn man das Weibchen durchstöbert, oder den Boden mit dem Spaten, der Hacke, dem Stock aufwühlt. Soweit es sich um kleines Getier handelt, so kann man beim genauen Hinsehen, oft im Waldboden, im Moder oder Baumstämme und an anderen Orten tote Tiere, Schmetterlinge usw. finden. Daß man indes nicht zahllose Leichen von ihnen bemerken kann, daß man auch größere Tiere selten in irgend einem Versteck bemerkt, das hat noch seinen besonderen Grund. Selten liegt ein totes Tier, zumeist in der warmen Jahreszeit, länger als einen Tag an einer Stelle, ohne von einer Anzahl von Raubfressern entdeckt zu werden. Fliegen, Käfer, allerhand Insekten, verfallen über den Kadaver her, Fäulnisbazillen arbeiten an seiner Zersetzung. Aber die vollständige Zersetzung des tierischen Körpers würde doch längere Zeit in Anspruch nehmen, wenn nur diese kleinen Raubfresser in Betracht kämen. Oft genug spinnen Spinnen oder Raben tote Tiere auf, ja selbst der Anden verschmäht dergleichen Fost nicht. So darf es denn nicht wundernehmen, daß man so selten toten Tieren in der freien Natur begegnet. — 10.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 68, Lindenstrasse 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Hierzu eine Anzeigen-Beilage.